

Ramb, Winfried

## Einige mentale Hindernisse beim Zusammenwirken von Sozialpädagogik und Jugendpsychiatrie

*Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 44 (1995) 5, S. 181-186*



Quellenangabe/ Reference:

Ramb, Winfried: Einige mentale Hindernisse beim Zusammenwirken von Sozialpädagogik und Jugendpsychiatrie - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 44 (1995) 5, S. 181-186 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-27335 - DOI: 10.25656/01:2733

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-27335>

<https://doi.org/10.25656/01:2733>

in Kooperation mit / in cooperation with:

**Vandenhoeck & Ruprecht**

**V&R**

<http://www.v-r.de>

### Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

### Kontakt / Contact:

peDOCS  
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation  
Informationszentrum (IZ) Bildung  
E-Mail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)  
Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Digitalisiert

# Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie

Ergebnisse aus Psychoanalyse, Psychologie und Familientherapie

Herausgegeben von M. Cierpka, Göttingen · G. Klosinski, Tübingen  
U. Lehmkuhl, Berlin · I. Seiffge-Krenke, Bonn · F. Specht, Göttingen  
A. Streeck-Fischer, Göttingen

Verantwortliche Herausgeberinnen:  
Ulrike Lehmkuhl und Annette Streeck-Fischer  
Redaktion: Günter Presting

44. Jahrgang / 1995

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN UND ZÜRICH

(Aus der Sektion Psychiatriebezogene Sozialpädagogik des Instituts für Sozialpädagogik der Universität Lüneburg)

### Einige mentale Hindernisse beim Zusammenwirken von Sozialpädagogik und Jugendpsychiatrie

Winfried Ramb

#### Anmerkung der Herausgeber/innen:

Der folgende Beitrag von RAMB wird hier in einer besonderen Situation zur Diskussion gestellt. Mit dem 1. Januar 1995 ist von fast allen Bundesländern § 10 Abs. 2 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes in Kraft getreten. Bei Kindern und Jugendlichen, die durch die Auswirkungen einer psychischen Störung anhaltend seelisch behindert sind oder bei denen dies befürchtet werden muß, richtet sich der Anspruch auf Eingliederungshilfe nunmehr an den Träger der Jugendhilfe. Damit ist eine weitere Dimension der Zusammenarbeit zwischen Fachleuten aus dem Bereich Sozialpädagogik und Fachleuten des Gebietes Kinder- und Jugendpsychiatrie entstanden. Die Verwirklichung notwendiger Eingliederungshilfe setzt voraus, daß die daran Beteiligten Unterschiede ihrer Sichtweisen mit ihren jeweiligen Gründen zur Kenntnis nehmen und sich darüber ohne generelle Vorrangsansprüche verständigen können. Zu einem Austausch darüber können auch die hier von RAMB angestellten Überlegungen beitragen.

#### Zusammenfassung

Sozialpädagogik als „angewandte Geisteswissenschaft“ gerät teilweise mit den naturwissenschaftlich orientierten Sichtweisen der Psychiatrie in Konflikt. Zusammenarbeit stößt auf Vorbehalte, die manchmal mehr kontrastierenden Identitäten zu dienen scheinen, als der Sache. Der Lüneburger universitäre Studiengang Diplomsozialpädagogik bietet „Psychiatriebezogene Sozialpädagogik“ als ein das ganze Curriculum durchziehendes Vertiefungsgebiet und bringt die Gemeinsamkeiten der Aufgaben mit einigem Erfolg durch eine zugeordnete landeseigene Fachklinik der kinder- und jugendpsychiatrischen Regelversorgung nahe, an der die Hauptseminare des Faches stattfinden und (fakultativ) Hauptdiplom- Praktika, Prüfungen und Diplomarbeiten angesiedelt sind.

Der Versuch, Sozialpädagogik und Jugendpsychiatrie einleitend begrifflich zu definieren, wird wohlweislich erspart. Wenn hier nachfolgend ein „Mediziner“ von „Sozialpädagogen“ spricht, dann räumt er zu allererst ein, daß er diese Bezeichnungen pauschal verwendet, um seine Eindrücke zuzuschreiben, die er in jahrzehntelanger überwiegend freundlicher und lernend-lehrender Begegnung erfahren hat. Was hier als „typische“ Mentalität(en)

abgehandelt wird, leugnet den Makel einer Art „impressiven Wahrnehmungsmodus“ keineswegs, obzwar schon eine gewisse kritisch-kognitive Aufarbeitung versucht wird. Am allerwenigsten geht es dabei um Denuntiation, sondern ganz entschieden um den Brückenschlag zwischen Lagern, die aufeinander angewiesen sind, und um die Einladung, die Brücke „synergisch“ zu beschreiten. Im übrigen verstehen sich diese Zeilen eher als Glosse, denn als „ultimative Abhandlung“.

#### 1 Herausforderung der Verschiedenheit

Sozialpädagogik und Jugendpsychiatrie haben verschiedene, nur teilweise sich überschneidende Erfahrungsfelder und prägen die damit Befassten unterschiedlich. Vermutlich ziehen sie schon unterschiedlich Geprägte in ihre Thematik, die sich und ihre Einstellungen dann theoretisch unterschiedlich wappnen, und die sich dann mit unterschiedlichen Denkgewohnheiten und Absichten gegenüberstehen und einander verdächtig sind. Beginnen wir, wie es mir zusteht, mit der Medizin, mit der Psychiatrie.

Die naturwissenschaftliche Betrachtung der „gestörten Seele“ als Manifestation der Verdrängung des Zentralnervensystems war Quelle und Durchbruch der modernen Nervenheilkunde, vor allem im 19. Jahrhundert. Die Entropelung des ungewöhnlichen Psychischen von sinnstiftenden und für die Betroffenen unheilstiftenden ideellen Interpretationen mannigfacher Art und die Befassung mit dem „Nervlichen“ daran, d. h. seine Zuordnung zur anatomischen und physiologischen Abweichung, die ihm zugrundeliegt, hat seine Behandelbarkeit fraglos erheblich erschlossen. Die Ernüchterung hat die Betroffenen entlastet von ideellen Diskriminierungen und hineingenommen in die Solidargemeinschaft der Hilfebedürftigen, deren medizinische Versorgung aufgegeben und vorzusehen ist. Aber sie hat auch eine Fixierung des Blickes auf eine „Seins-Schicht“ mit sich gebracht, der anderes entgeht. Die nervliche „Erklärung“ stößt ohnehin auf ihre Grenzen. Und sie erklärt bestenfalls Grundlegendes, nicht das „Ganze“, nicht die sozialen Weiterungen des Störungsgeschehens, nicht die dadurch verformte Geschichte des Individuums. Der Mediziner, der dem nervlichen Defekt und seiner Behebung „diagnostisch“ und „therapeutisch“ verhaftet bliebe, hätte Wichtiges fragmentarisch – und anderes Wichtige nicht im „Begriff“, geschweige denn im hilfreichen Griff. Ihm geriete die Versachlichung seine Gegenstandes zur Reduktion, die das Individuum verfehlt.

Das freilich ist weithin bekannt, aber nicht zugleich behoben. Schnell ist dem Vorwurf der Reduktion begegnet, indem sie voreilig preisgegeben wird, ja verweigert wird, als obsolet diskriminiert. Was allein nicht hinreicht, wird gar nicht mehr bedient. Neurologische, neuropsychologische, psychopathologische Kompetenz wird von vornherein geringgeachtet und vernachlässigt, bestenfalls „Neurologen“ delegiert und dann doch aus dem „Verständnis“ ausgeklammert, nicht integriert, so gut es eben ginge. Der „Nervenarzt“ als Fachgebiet war ja bereits abhanden gekommen, jetzt zwar gibt es ihn wieder, aber der Ablauf bleibt aufschlußreich.

Auf der anderen Seite hat die besagte „nervliche“ Ernüchterung keineswegs bewirkt, daß „alle“ nüchtern mit den „Fakten“, dem neu Gemachten, umgehen. Nie kümmert es Diskriminierungsbedürftige, daß der oder das Diskriminierte eine andere Bezeichnung erhält: diese übernimmt die alte Funktion. Das Etikett ändert sich, die Etikettierung dauert fort, für den Bedarf der „Leute“ und der Gesellschaft.

Sozialpädagogen schütten schon manchmal das Kind mit dem Bade aus: Das zur Etikettierung Verwendete wird für den Gegenstand gehalten, der mit ihm abgeschafft werden könnte. Was nicht benannt wird, gibt es nicht – eine Art mittelalterlicher „Realismus“. Sofern ihnen die Bedeutung des „Nervlichen“ unzugänglich ist, wähnen sie, nichts zu verlieren, gemeinsam mit solchen vermeintlich fortschrittlichen Medizinern, die dann im Sinne des 19. Jahrhunderts eigentlich keine mehr sind oder auch nicht mehr sein wollen. Das müßte nicht schaden, wenn das „Nervliche“ nicht so wichtig bliebe. Wichtig nicht für angeblich weniger fortschrittliche Mediziner, sondern wichtig, eben elementar wichtig für die Betroffenen, was auszuführen bleibt.

Die Ansätze der Pädagogik und mit ihr der Sozialpädagogik machen, soweit sie sich geisteswissenschaftlich, nicht lerntechnisch und nicht soziologisch, verstehen, an Abstraktionen, Prinzipien, Axiomen fest: „die“ Normen und Werte, „das“ Subjekt, „die“ Gesellschaft, „das“ Individuum, „Eros“ und „Leidenschaft“, und münden in generelle Postulate wie „Chancengleichheit“ und „soziale Gerechtigkeit“, die sich in „Solidarität“, „Sinnstiftung“, „Emanzipation“ (nicht nur der Frauen), „gesellschaftliche Veränderung“ emotional aufladen und politisieren lassen; weit weg vom „konkreten“ Individuum, von den eben ungleich ausgestatteten Einzelnen und ihren ungleichen Gruppierungen, zu denen sie genötigt sind in der Ungleichheit ihrer Erlebnisse und Erlebnismöglichkeiten, der Ungleichheit von inneren Ausstattungen, äußeren Verhältnissen und unumkehrbaren Lebensgeschichten.

## 2 Unantastbarkeit der Würde macht Ungleichheit aufdeckbar

Ungleiche Ausgestattete – wie immer sie es geworden sein mögen – erleben nicht nur ungleiche objektive Bedingungen, sondern auch „gleiche“, wenn es sie denn je gäbe, ungleich – und darin begriffen zu werden, ist Voraussetzung ihrer gleichrangigen Würdigung. Wo diese Voraussetzung zu erfüllen sich nicht bemüht wird, wird die Würde des anderen angetastet.

Die Komplikationen, die zur Befassung der Jugendpsychiatrie führen, sind meist Resultate ungleichen Erlebens von gleichen oder ungleichen Bedingungen. Je gleicher die Bedingungen scheinen, desto mehr ist das ungleiche Erleben „unverständlich“ und in seinen Folgen „unannehmbar“. Sicher hat das eine unterschiedliche „Schwelle“. Wo die sozialen Konstellationen günstig sind, wird manches toleriert und kompensiert, bevor etikettiert und ausgesondert wird. Das verführt gelegentlich Sozialpädagogen zur Annahme, daß es die sozialen Konstellationen allein seien, bei denen hilfreich anzusetzen wäre. Sicherlich ist die Korrektur der Konstellation geeignet, die Manifestation der „Störung“ hinauszuschieben, statistisch seltener zu machen, in vielen Einzelfällen zu vermeiden. In anderen Einzelfällen aber dekouvriert die „schädliche“ Konstellation lediglich die Erlebnisstörung und ihre Kompensationsgrenzen. Hier wird augenscheinlich, daß das, was oft hilft, nicht immer hilft, und das, was nicht immer hilft, doch oft hilft. Die leidenschaftliche Bemühung um optimierte Bedingungen ist ebenso gerechtfertigt, wie die Grenzen ihrer Wirkung sicher – und der Blick auf die „mitgebrachte“ individuelle Verschiedenheit der Ausstattung, sei es „ab ovo“, sei es „erworben“, bleibt nicht erspart, es sei denn zu Lasten der Betroffenen.

## 3 Verständnis tut gut, Lernen hilft

Wer Unerwünschtes tut und Erwünschtes läßt, dem ist das eine nähergelegt als das andere. Es ist leichter für ihn und darum befriedigender. Nur das Gekonnte macht Spaß, das Ungekonnte strengt an und das stets Mißlingende quält. REDLS „Kinder, die hassen“, haben sich nicht freiwillig dafür entschieden, sondern sie sind im Banne von „nervlichen Mechanismen“, der nicht durch Verständnis für sie zu beheben ist, ob liebevoll oder abgenötigt. Ob je einer „frei“ ist im Handeln, mag offenbleiben, daß es unterschiedliche Grade der Unfreiheit, des zu bestimmtem Handeln (gleichsam „monoton“) Genötigtseins, gibt, ist unverkennbar. Es macht aber einen großen Unterschied, ob einer pädagogisch als freier erachtet wird, als er ist, oder ob man den Bann ahnt, in dem er steht: Nicht schlecht zu sein, sondern das Bessere schlechter zu können, vielleicht um so vieles schlechter, daß er es nicht einmal als Alternative für sich kennt. Das Zugutehalten des Bannes seiner Ohnmacht erspart ihm wenigstens einen Teil der verschlimmernden Reaktion dessen, der den Bann nicht sieht. Es würdigt nicht, jemandem zu unterstellen, daß er könne, was er nicht kann, sondern es begegnet seiner Ohnmacht mit dem Unverstand dessen, der sich in ihn einzufühlen wähnt und doch nur bei sich selbst bleibt, sich zum Maßstab des Erlebens des anderen aufwerfend, liebevoll, solange es denn geht. Das komplettiert die Ohnmacht, statt ihr abzuhelpen. „Hermeneutisches Verstehen“ versteht zu oft nur sich selbst, und auch das noch eher vermeintlich, das „Unbewußte“ vernachlässigend. Die Anerkennung der bannenden Mechanik der Ohnmacht läßt den Gebannten nicht im Stich. Die alleswiderstehende Interpretation auf einen verborgenen „Sinn“ hin, auf die „Bedeutung“ des unerwünschten Verhaltens – nur zu oft unerwünscht für den Handelnden selbst, ob eingestanden oder



trozig geleugnet – ist nicht selten verschlimmernder Hohn. Die sich humanistischer wahnende Behandlung ist dann die unumenschlichere.

Was hat bewirkt, daß nicht gekonnt wird, was normalerweise erwartet werden darf? Nehmen wir zur ersten Annäherung die Meinung, daß Gewalttäter selbst Gewalt erlitten haben. Gemeinhin wird das so „verstanden“, daß sich das Opfer rächt, daß es das Bedürfnis hat, so zu verfahren, wie mit ihm verfahren wurde, daß es seine Demütigungen kompensieren „will“ durch das Antun des Gleichen. Aber das überträgt die Denkgewohnheiten des relativ Freien auf den Unfreien. Wer in gewalttätigem Milieu lebt, hat die Erfahrung des Gewaltverzichts nicht oder kaum. Die gewohnte „Stärke“ der Gewaltbereitschaft hat die größere Stärke des Gewaltverzichts nicht erkennbar werden lassen, geschweige denn erprobbar, geduldig annäherbar, allmählich beherrschbar. Die Kurzschlüssigkeit der „normalen“ Gewalt als einfacherer Lösung hat sich eingepreßt als „Muster“, das näherliegt und besser gekonnt wird – und es hat die schwerere Alternative nicht erreichbar gemacht. Hier wird noch jeder folgen mögen. Aber es wird doch auch deutlich, daß der Verzicht, der nicht gekannt ist, unmöglich mit der Lust des Gelingens verknüpft sein kann, das nicht erfahren wurde, deren es aber bedarf, um als Alternative zu faszinieren – und zwar unbewußt, mechanisch, selbstverständlich, „automatisch“ wie Jugendliche sagen, und darum umso wahrscheinlicher und dann zunehmend verlässlicher.

Die „Predigt“ kann die Erfahrung nicht ersetzen, noch die „Bewußtmachung“ irgend eines unbewußten „Sinns“ der Handlung, auf den allein der Pädagoge sich „versteht“. Nur die Vermittlung der Alternative durch ihre vermittelte Erfahrung kann weiterbringen: Sie prägt sich ein, sie trägt und komplettiert sich. Das ansatzweise Geleistete setzt sich unter dem begünstigenden Arrangement seiner Wiederholung fort und durch, und die Vermeidung des Unerwünschten, das Arrangement der geringeren Wahrscheinlichkeit seines Eintritts, läßt die alten, simpleren, kurzschlüssigen Lösungen zunächst umgehen, dann weniger reizvoll erscheinen, schließlich entbehren, weil Besseres gekonnt wird und „ein besseres Gefühl macht“, weil es mehr geschätzt wird von den anderen und vom Handelnden selbst. Das Bessere wird nicht „verstanden“, sondern „gelernt“, um gekonnt zu werden. Dann ist es verstanden, d.h. man versteht es, wie PESTALOZZI präziser sagte, das Schwierigere zu tun. Die Erfahrung der Alternative setzt ihr Erlebnis voraus: Ihre Begegnung, ihre Wahrnehmung, deren Umsetzung und Gelegenheit zur handelnden Erprobung, schließlich ihre Einübung und lustvolle Bestärkung durch Gelingen und Anerkanntwerden. Dem allen steht mancherlei entgegen, das ganz unterschiedlich ausgeprägt sein, aber im Ergebnis ähnlich wirken kann: Das Ungekonnte bleibt ungekonnt. Vieles kann vom Pädagogen falsch gemacht werden, manches kann aus gänzlich anderen Gründen scheitern.

Beginnen wir mit dem Pädagogen. Wenn er „versteht“, wo er begreifen müßte, worauf sein Zögling, sein Klient, sich nicht versteht, versteht dieser bestenfalls, daß jener ihm nicht übelwill, was immerhin eine neue Erfahrung sein könnte und wichtig, aber nicht genug. Wenn der Pädagoge appelliert, seinem Verstehen zuliebe zu können, was nicht

geht, heißt er den Lahmen gehen. Wenn er enttäuscht ist, daß das nichts bringt, und die Enttäuschung fühlbar wird, wird die anfängliche Wohltat des „Verstehens“ durchgestrichen und in ihr Gegenteil verkehrt: der Bann gefestigt. Der Lahme lernt das Laufen nicht durch Sprechen über Laufen. Wer etwas laufen kann, wenn er unterstützt wird, wird umso lieber weitermachen, je mehr geschätzt wird, was schon geht, ohne zu *beschönigen*, was noch nicht geht, und ohne zu sehr zu *bemängeln*, was noch nicht geht. Das Falsche aber geschieht oft. Es wird geredet, statt „geübt“. Es wird verlangt, was noch nicht geht, mit Ungeduld. Es wird beschönigt, was noch nicht geht, aber Täuschung führt zur Enttäuschung. Es wird zu sehr bemängelt, was noch mißfällt: Der Genuß des schon Gekonnten wird verleidet, Lust daran vereitelt. Es wird „verstanden“, wo nüchterne *Beobachtung* erforderlich ist, um Täuschung und Abwertung zu vermeiden, aber klare Meldung der Ist-Stände zu gewährleisten. Die Pflege der Faszination vom erwünschten Schwierigeren, d.h. die Erweckung der Intention des Klienten zum Verbündeten – neben der „Härte“ Instrument jedes geschickten Trainers – bleibt unzulänglich.

Gehen wir zum Behandelten. Vieles kann bei ihm anders als bei anderen sein, das ihm erschwert, gewahrzuwerden, was sich im bietet: Die eigene Wahrnehmung festzuhalten und gegen konkurrierende Sensationen zu verwahren; Handlungen zu initiieren – ideatorisch zu entwerfen, motorisch zu organisieren, sensorisch zu kontrollieren, probierend zu optimieren – die ungekonnt sind bis dahin, und deren lustvolles Gelingen noch ungekannt und kein Anreiz zu ihrem Vollzug ist, über den die konkurrierenden dürftigeren Alternativen des schon gekonnten Unerwünschten verfügen. Die Aufzählung des Hinderlichen ist neuropsychologisch darstellbar, nicht bloßes Lamento, und seine Klärung hilfreich, seine Ignorierung und Vernachlässigung fatal.

#### 4 Nervus rerum

Fatal scheint manchem Sozialpädagogen die Berücksichtigung der bannenden neuropsychologischen Realität, und hilfreich und würdigend wähnt er ihre Leugnung, solange er diese Realität nicht kennt oder ahnt, geschweige denn Auswege aus ihr kennt. Aber den Preis dafür zahlt dabei der Gebante.

Sicher ist ein Teil der Not *Eigenschaft* des Individuums, und seiner Verantwortlichkeit anheim zu stellen und ihm dabei Beistand zu leisten. Sie ist nicht „Schuld“ von anderen und nicht des Individuums, sondern Sachverhalt, der das Individuum und die anderen stört. „Gesundheit“ ist daran der Grad, nach dem die Zumutung eigener Verantwortung zu bemessen ist, „Krankheit“ erlaubt und erzwingt die Entlassung aus eigener Verantwortung, hebt persönliche Zurechenbarkeit auf, erfordert vikariierende Solidarität der Gesunden oder der Gesünderen.

Sozialpädagogen meinen dagegen mitunter, „Zuschreibung von Krankheit“ sei diskriminierendes Verdikt, mit dem „die Gesellschaft“ den Mißliebigen aussondert und kontrolliert. Nun tut sie das freilich auch. Nur werden Kranke nicht geheilt, indem man ihre Krankheit leugnet. Nur vermeintliche Lösung wäre: Die Zuschreibung von

Krankheit gehört abgeschafft, was dann noch an Krankheit bleibt, geht Pädagogen nichts an, sie ist etwas ganz anderes, und dafür ist „der Mediziner“ da.

Die präferierte wissenschaftliche Perspektive einiger Sozialpädagogen ist insoweit – uneingestanden – die Perspektive der Statistik, der großen Zahl, in der Camouflage der „geisteswissenschaftlichen“ Abstraktion. Die Not des Einzelnen interessiert prinzipiell, nicht individuell. Die Not des Einzelnen *ist* aber individuell, die allgemeine Konstellation bedingt nur, ob sie öfter oder seltener eintritt. Wie gesagt, ist es aller Ehren wert, gesellschaftliche Konstellationen zu vermeiden oder zu entschärfen, in denen sie öfter eintritt, und solche herbeizuführen, die sie seltener eintreten lassen. Die Perspektive der Medizin gilt vorrangig der Not des Einzelnen mit dem Instrumentarium gekannter oder gesuchter biologischer Regel- und Gesetzmäßigkeiten, – ohne generelle Aspekte zu leugnen (wie Hygiene, Diätetik, Immunisierung, Impfung, Vorsorgeuntersuchungsnetze usw.).

DURCKHEIMS Abhandlung des Zusammenhangs von Anomie und Suizid ist paradigmatisch: Es gibt mehr Suizide in anomischer Konstellation, aber *wer* sich suizidiert, bleibt offen – *alle* tun es erweislich nicht. Es müssen also individuelle Eigenschaften hinzukommen, die der Anomie mehr oder weniger ausliefern – wobei keineswegs ausgeschlossen wird, daß auch diese individuellen Eigenschaften ihrerseits in enger Beziehung zu sozialen Prozessen stehen, sozusagen der individuellen Sozialisation. Es geht nicht um die Frage des Vorranges der verschiedenen Ansätze, sondern um ihre Komplementarität. Lebensgeschichten sind eben auch Erlebensgeschichten, und Erlebnisse Begegnungen eines individuell Ausgestatteten mit so immer nur ihm Erfahrbarem (oder ihm dabei Vorenthaltenem). Entweder wird dies umgriffen, oder der Sinn beider Ansätze verfehlt. Ein aufs „Ganze“ gehender sozialpädagogischer Ansatz verliert – oder verdrängt gar – den aus dem Blick, der aus dem „Ganzen“ herausfällt, weil keiner herausfallen sollte, wenn es das „Ganze“ ist, und die Befassung mit ihm, dem scheiternden Individuum, ist dann theoretisch und praktisch zu mühselig. Alles, was an Einzelnen zu leisten ist, scheint einem gleichsam „fundamentalistischen“ Ansatz vergebens, solange nicht gesorgt wird, daß die „gesellschaftlichen Verhältnisse“ sich so ändern, daß es scheiternde Einzelne nicht mehr gibt.

An der aktuellen Diskussion der Problematik der „gewaltbereiten Ausländerfeindlichkeit“ ist dies nachzuzeichnen. Allgemein wird davon ausgegangen, daß die derzeitige „Anomie“ – der Ausdruck wird allerdings selten gebraucht – beispielsweise in den sogenannten neuen Ländern der Republik, die Jugendarbeitslosigkeit, die postsozialistische Orientierungslosigkeit und/oder der gesellschaftlich bedingte sogenannte Frust „Quelle“ der Erscheinung sei. Dann muß eingestanden werden, daß auf einen großen Teil der Teilnehmer diese Merkmale gar nicht zutreffen: Sie sind nicht aus den „neuen Ländern“, sie sind nicht arbeitslos, sie waren nie sozialistischer Indoktrination ausgesetzt, die nun plötzlich nichts mehr gilt. Daraus wird gefolgert, daß es eben eine allgemeine, gemeinhin latente Ausländerfeindlichkeit gebe, die sich bei den anständigen Bürgern nur am Stammtisch offenbare. Und erst wenn diese überwunden werde, könne es besser werden, alles andere seien „Tropfen

auf den heißen Stein“. Sicher ist nichts dagegen einzuwenden, ungute Einstellungen vieler korrigieren zu wollen, und wer es denn *kann*, dem sei es nicht nur unbenommen, sondern gedankt – und sicher gibt es auch Mittel, in diese *Richtung* zu wirken.

Immerhin sind die individuellen Eigenschaften derjenigen wichtig, die es ihnen erlauben, die Manifestation ihrer Ausländerfeindlichkeit auf den Stammtisch zu begrenzen, also Situationen, in denen ihre neurophysiologische Beeinträchtigung mindestens durch den Alkohol mit der sozialen Konstellation der Kneipe einigermaßen kompensiert wird. Die schädlich tätigwerdenden Jugendlichen sind ihnen gegenüber defizitär ausgestattet, aber potentiell chancenreicher, präsumptiv überlegen, weil noch anders ausstattbar.

Die Eigenschaften junger Menschen sind bekanntlich leichter wandelbar, als diejenigen älterer. Deshalb ist es so wichtig, sie nicht festzuschreiben und dadurch unwandelbar zu machen: Durch Etikettierung, Stigmatisierung, kumulative Dissozialisierung etwa im konventionellen Strafvollzug und anderen dekretierte Gruppenbildungen gleichartig Defizitärer. Aber wiederum: Die dringliche Vermeidung von Etikettierung und Stigmatisierung rechtfertigt nicht, sich den Blick auf die defizitären Eigenschaften zu ersparen, ihn gar zu perhorreszieren, nur weil er etikettierend und stigmatisierend *verwendet* werden könnte und sicher auch tatsächlich verwendet wird. Wenn man sich derartigen Eigenschaften aber zuwendet, ist die Wendung auf den – oben bereits angenäherten – „nervlichen“ Aspekt in mehrfacher Hinsicht nützlich und hilfreich, weil sachlich angemessen. Das soll vertieft werden.

Wenn das uns – den Helfern – begegnende hilfsbedürftige „konkrete Subjekt“ *zugleich* als in seiner Würde gleichrangiges, aber in seinen Eigenschaften im unausweichlichen Banne seiner aktuellen „nervlichen Kompetenz“ stehende Individuum begriffen wird, der konkret zu entdecken ist, soweit es geht, und doch auch immer einen rätselhaften Rest behält, der nicht gering ist, so entsteht eine „Beziehung“ anderer Art zu ihm, als das üblicherweise damit bezeichnete „sympathische Verhältnis“ vermeintlicher Empathie. Seine Bestandteile sind unverbrüchlicher Respekt des anderen als eines gleichrangigen Mitmenschen, ein Forschungsauftrag hinsichtlich der bei ihm ausschlaggebenden „biologischen“ Verfassung und die hilfreiche Distanz des Wissens um die Endlichkeit und Begrenztheit seiner Erfüllbarkeit. Sich, noch einmal mit PESTALOZZI, auf vieles zu verstehen, ist besser, als vermeintlich alles zu verstehen.

Die Spannung zwischen „Respekt der anderen Person“ und „Untersuchung und Behandlung ihrer aktuellen nervlichen Verfassung“ legitimiert zur „Reduktion“ der Mittel zum Zwecke der „Eduktion“ aus der menschlichen Not, die immer individuell ist. Im einzelnen bedeutet das vieles, was für manche Pädagogen nicht denkgewohnt ist.

## 5 „Gekannt“ – „gewollt“ – „gekonnt“

Nicht Einsicht *befähigt* zum Wandel des Verhaltens, sondern Wandel des Verhaltens befähigt vielleicht auch zur Einsicht. D.h. aber, das „uneinsichtige Verhalten“ muß we-



niger wahrscheinlich, das „uneingesehen-einsichtige Verhalten“ muß wahrscheinlicher werden, weil leichter fallend als bisher, oder überhaupt erst kennenzulernen sein. „Kennen“ heißt noch nicht „können“, und „einmal können“, heißt noch nicht „immer können“, und erst „oft können“ wird leicht und schließlich selbstverständlich und subjektiv und objektiv erfreulich, also emotional getragen durch Spaß des Gelingens und der Anerkennung. Das alles hat „nervliche“ Voraussetzungen, die nicht mit einem Schlage entstehen, sondern die durch übende Erschließung auszubilden sind, zu bahnen, also synaptisch zu verknüpfen, durch „Synapsenwachstum“ auf Dauer zu stellen, mit anderen Funktionen zu vernetzen, in einem komplexen Gefüge „strukturdynamischer Kohärenz“, wie es etwa JANZARIK bezeichnet, einer „affektlogischen“ Organisation, wie CIOMPI es annähert. Das braucht Zeit, ist ein keineswegs in seinem Tempo vorhersagbarer Prozeß, auch unabgeschlossen, sich dem Wünschenswerten weniger oder mehr annähernd und durch konkurrierende Prozesse gefährdet. Gefährdet durch Ungeduld, die das Erreichte übersieht, weil sie vom noch nicht Erreichten gequält wird, oder die das Erreichte überschätzt, weil sie das noch nicht Erreichte oder Unerreichbare nicht aushält. Die quasi forschende (ein gut Teil „behaviouristische“) Distanz zum respektierten Anderen hat den erforderlichen längeren Atem, als die herzliche Nähe des Engagements, das die Enttäuschung kränkt.

Gefährdet durch stets „zu weit oben“ ansetzende Intentionen, „oben“ im Sinne der kategorialen Schichten NICOLAI HARTMANNs, als vom „Sinn“ her, von der „Interpretation“, der „Bedeutung“ des Verhaltens. Intentionen, die immer schon auf etwas setzen, was noch nicht vorausgesetzt werden darf, ganz abgesehen davon, daß seine Kommunikabilität fraglich ist: Lustigerweise drückt sich richtig aus, wer das Falsche damit meint – „man versteht sich“, ja – aber einander glaubt man nur zu verstehen, und sich selbst wahrscheinlich auch nur. Das gute Gefühl dabei ist das einzig Sichere, und das kann schnell abhanden kommen. Der nüchternere Blick auf das Gekonte und noch nicht Gekonte ist da entlasteter und reicht weiter.

Die „nervliche“ Orientierung ist offen für die Berücksichtigung unterschiedlicher Ursachen der Beeinträchtigung. Das jeweils zuhandene „nervliche Repertoire“ ist selbstverständlich Ergebnis „somatischer“ Voraussetzungen, seien sie genetisch, somato-traumatisch, residual im Sinne von Spuren abgeschlossener somatischer Prozesse oder aktuell im Sinne von frisch entstehender Beeinträchtigung (etwa Drogen oder „endogener“ Neurotransmitterveränderungen), seien sie Erfahrungsdefizite der Vergangenheit, die die „Hirn-Bildung“ notleiden ließen, seien es ungünstige oder quälende Aktualkonstellationen, die eine „Verstörung“ vorhandener nervlicher Kompetenz durch Ungeeignetheit für eben diese Konstellation, durch mißlingende Adaptation bewirkt. Man kann also nüchtern unterscheiden, welche Faktoren mehr oder weniger in Betracht zu ziehen sind, sie schließen einander nicht aus, zwingen nicht zu „Bekenntnissen“, machen diese allerdings auch entbehrlich, und mißfallen darum denen, zu deren „humanistischem Inventar“ der „Bekenntnisbedarf“ gehört. Manchem scheint die Zuständigkeit des Pädagogen mit einer naturwissenschaftlichen Konzeption des Erforderlichen verloren zu werden.

## 6 Die Wahrheit ist konkret

Und so ist dann, nach der schon erwähnten Bescheidenheit, sich mit der Not des Einzelnen nicht nur „prinzipiell“, sondern konkret zu befassen, die geforderte Nüchternheit der „Hinwendung“, die nicht „Zuwendung“ sein darf, die man so gerne gäbe und gedankt sähe, die Schwelle, die das „soziale Herz“ nicht überwinden mag. Zwischen der „Fernstenliebe“ des Grundsätzlichen und der „Eigenliebe“ der sich identifizierenden, empathischen Beziehung als Scylla und Charybdis findet die nüchterne Liebe zur *Sache* des Anderen schwerer hindurch und wähnt sich „not enough“. „Nerval“ wird für „fatal“ gehalten, und da der „amor fati“ nicht angesagt ist, wähnt man *sich* nicht gebraucht, und lehnt es ab, die Dinge so zu sehen.

Nicht nur der schon mehrfach gegebene Hinweis, daß sozialpädagogisch für relevant Gehaltenes, also Soziales, Ökogenes, hinsichtlich des Zustandekommens der „nervlichen Notlage“ nicht außerachtzulassen ist, ist nun gerade *ihre* Behebung eminent pädagogischer Auftrag. Das bisher Mißlingende, Ungekonnte, ist ja nicht in einer laborartigen Ausnahmesituation konstruierbar wie ein Schiff auf der Werft, das zu Wasser gelassen wird, wenn es schwimmen kann. Es sei denn, es handele sich um ganz spezielle Dinge wie Angst vor Spinnen, Mäusen oder dem Erröten. Oder um jene schicksalhaften Verwirrungen von Erfahrung, Triebbedürfnis und Anforderungen, deren sich das psychoanalytische Setting anzunehmen bemüht in seiner exkludierenden Künstlichkeit. Die „in die Psychiatrie“ führenden Auffälligkeiten manifestieren sich am meisten im jeweils gegebenen Alltag der Betroffenen, und für diesen ihren Alltag sind sie pädagogisch besser zu qualifizieren, durch lernbegünstigende Konfrontation im Alltäglichen.

Lernbegünstigende Konfrontation ist nun alles andere als leicht. Zunächst einmal muß das Ungekonnte hinreichend oft als Herausforderung vorkommen. Es muß hinsichtlich des Grades und der Qualität der Ungekonntheit und der dem entsprechenden Zumutung gesehen werden. Es muß die beginnende Gekonntheit wahrgenommen und bestätigt und ihr restlicher Mangel übergangen, nicht übersehen werden.

Dadurch wird unterbrochen, was üblicherweise geschieht und schädlich ist: Das der Normerwartung nicht gewachsene, zu schwere oder ungekannte Verhalten wird durch Tadel beschwert und schließlich die Norm unbeachtet gelassen oder verweigert und verletzt. An die Stelle der Anerkennung durch Normbeachtung tritt der „soziale Masochismus der lustvollen Regelverletzung“, das sogenannte Böse, oder – bei entsprechender Gruppenorganisation – die stellvertretende Anerkennung durch diese, von der man zugleich abhängig wird. Aber als zweite Wahl, wo es die erste nicht gibt. Fast jeder hätte lieber die erste Wahl gehabt.

## 7 Lernlabor Alltag

Das Verhaltenslabor ist gleichsam im Alltag zu errichten, immer Teil des Alltags und so weit wie dieser, der deshalb seinerseits „reich“ sein muß, und nicht etwa auf Laborverhältnisse reduziert. So ist das zu entwickelnde Gekonte eo ipso alltagsrelevant. Und es sollte sich erwei-

sen, daß „nervlicher“ und „sozialer“ Bedarf auf diese Weise geradezu zu unterschiedlichen Aspekten von ein und demselben werden, wobei der eine vorzugsweise medizinisch-psychologisch instruiert wird und der andere sozialpädagogisch, in wechselseitiger Vermittlung. Dabei kann es aus sozialpädagogischer Sicht belanglos sein, ob die „nervliche“ Verfassung mit oder ohne medizinische Mittel optimiert wird, also z.B. mit oder ohne Psychopharmaka: Diese können immer nur die Voraussetzungen optimieren, unter denen dann der eigentliche Qualifikationsprozeß abläuft, oder sie erweisen sich als indifferent oder hinderlich dabei, dann ist auf sie zu verzichten. So gut wie nie ersetzt Medikation den Prozeß.

Leider haben viele Sozialpädagogen nicht viel Interesse an der biologischen Seite der gemeinsamen Medaille, und, wie der Jugendliche die Norm mißachtet, die er nicht erfüllen kann, und ein wenig wie der Fuchs in der Fabel die Trauben sauer findet, ziehen manche Sozialpädagogen aus der Desavouierung der Naturwissenschaften vermeintlich humanistischen Aufwind. Eine eigene Terminologie für das biologische Defizit haben sie nicht, der soziologische Begriff der „sekundären Abweichung“ signalisiert von vornherein die Bedeutungslosigkeit der „primären“, „residualen“, dem Restchen, das übrigbleibt, wenn man das interessierende, ökogenetische (oder politogenetische) Sekundäre behandelt hat, „quantité négligeable“. Alle Menschen sind gleich – in *ihrem Kopf* – und sie ihnen folglich auch. Aber das steht ihnen dann im Wege. Und so verweigern sie sich, wo sie gebraucht werden, und ihnen wird verweigert, mitzumachen, weil das von ihnen gefürchtet wird. So erweist sich dann auch an ihnen die Richtigkeit des symbolischen Interaktionismus, die an so vielem schuld ist, was nicht geht, obwohl es gehen könnte, und zwar besser als das, was geht.

Das über die Differenz von „Labor“ und „Alltag“ Ausgeführte ließe sich auch leicht verändert als Differenz von „Methode“ und „Umgang“ annähern. Auch (pädagogischer) Umgang ist das Umgreifendere, das für das Unkalkulierbare, das überraschende Willkommene, Offenere, Plan plus Überraschung. Wer gut plant, plant mehr, als er bedenken kann, und der gute Plan bringt mehr als seine Erfüllung. Aber nur der Plan bildet ab und bekommt mit, was sich unplanbar bildet.

#### 8 Perspektivenvielfalt statt „Paradigmenwechsel“, Synergie statt „Zuständigkeitsgrenzen“, Kultur bescheidener gemeinsamer Intuition statt kompetitiver Besserwisserei

In verschiedenen Seinsschichten (im Sinne von NICOLAI HARTMANN) angesiedelte Standpunkte liefern einander ergänzende Perspektiven. Jeder geschickte Perspektivenwechsel bringt neue Aspekte, aber von Fall zu Fall ist die eine oder andere oder eine weitere Perspektive ergiebiger. Den Wert jeder Perspektive aber ruiniert der Anspruch, die einzig richtige zu sein. Eine kann nicht an die Stelle der anderen treten, wie es die Rede vom „Paradigmen-

wechsel“ suggeriert. Nur verschiedene Perspektiven vervollständigen das „Bild“, sie konkurrieren um Tauglichkeit im Einzelfall, schließen einander aber nicht aus und dürfen einander nicht „grundsätzlich“ verdrängen, sondern sie bedürfen der „aktiven Fusion“ und „intermodalen Synthese“. Das Bild bleibt Abbild, die Bezeichnung vom Bezeichneten abstrakt („abgezogen“), die „Theorie“ mehr oder weniger „reiche“ gedankliche Verknüpfung des Abgezogenen, deren Farbe bekanntlich grau ist.

Prinzipiengeleitete Sozialpädagogik erfährt die Beugung ihrer Prinzipien, wo sie sich auf die Verhältnisse einläßt, die „nicht so sind“ (BRECHT), und naturwissenschaftlich orientierte Jugendpsychiatrie muß tatsächlich stets mehr tun, als sie aus „exakter“ Wissenschaft schöpfen könnte, wenn sie sich menschlich verhält, worauf sie nicht immer besonders gut vorbereitet ist. *Intuition*, die von KONRAD LORENZ aestimierte „rechts-hemisphärische“ Intelligenz, nicht „irrational“ i.e.S., schon gar nicht antirational, und wahrlich nicht das Intelligenzsurrogat der Einfältigeren oder Unausgebildeteren, ist kennerschaftlich gebildete, kritische Integrationsleistung von Gewußtem und Geahntem, durch Erfahrung und Bemühung *kultivierte* Fähigkeit des angemessenen Schätzens, Bändigung des unkritischen Überschwanges von bloß Gewolltem in die tüchtige Bescheidenheit des hinreichend Gekonnten. Sie ist späte Frucht, nicht frühe Blüte, Orientierung auf das Mehr des Ganzen *ohne* Vernachlässigung seiner Teile, verwandt mit dem „Klinischen Blick“ und mit ERNST BLOCH's „bon sens“ (im Gegensatz zum „common sense“). *Gemeinsame Intuition* miteinander Handelnder aus Sozialpädagogik und Jugendpsychiatrie überwindet Grenzen und Abgrenzungen von je reklamierten und zugeschriebenen Zuständigkeiten und Unzuständigkeiten und gelangt von Veranstalter Kooperation der unzulänglichen Verschiedenen zur selbsttragenden Synergie in der gemeinsamen Sache.

#### Summary

##### *Some Impediments with Distinct Mentality in „Sozialpädagogik“ and Child and Adolescent Psychiatry*

Different mental attitudes sometimes hinder needed synergy. „Sozialpädagogik“ is based on humanities, unlike psychiatry, which is just as well due to the sciences of neuropsychology, neurology, finally biology. These „induce“ their theories from empiricism, those „deduce“ from principles. What might stand a good chance for completion, ever so often goes bad to merely distinguishing self-assessment. The author of this contribution is occupied in introducing students of „social-pedagogics“ to the problems, and to the ways and difficulties of treatment, especially in child and adolescent psychiatry, showing them at an associate hospital. It seems to be successful and gaining more agreement.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr.med. Winfried Ramb, Niedersächsische Fachklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie Lüneburg, Am Wienebütteler Weg 1, 21339 Lüneburg.